Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 10. Bromberg, den 22. Januar 1925.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

Extrablatt in Berlin.

Krieg zwischen England und Frankreich. — Die französische Flotte im Hafen von Brest vernichtet. — Englisches Fliegergeschwader über Paris.

Nachdem wir vor kaum einer Stunde den Inhalt des englischen Ultimatums an Frankreich in unserer Abendausgabe veröffentlichten, trifft jetzt bereits die Nachricht vom Ausbruch des Krieges zwischen unseren beiden ehemaligen Feinden ein.

London. Das englische Kriegspressebüro erläßt folgende Mitteilung: Durch das unerhörte Vorgehen gegen das wehrlose Deutschland, das einen eklatanten Bruch des Friedens von Versailles bedeutet, sah sich die Regierung von Großbritannien veranlaßt, von Frankreich bündige Zusicherungen zu verlangen, nicht weiterhin den Frieden der Welt gefährden zu wollen. Daß Frankreich gerade den Augenblick, wo unsere beiden Flotten zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft im Hafen von Brest vereint waren, dazu benutzte, diese neue Brandfackel zu entzünden, ist ein weiterer Beweis seiner unerträglichen Überhebung und Bevormundung, die es der ganzen Welt aufzuzwingen beabsichtigt.

Frankreich hielt es nicht der Mühe für wert, unser durch die schwierigen Umstände veranlaßtes Vorgehen zu beantworten. Ja, es besaß nicht einmal den Anstand, sich an die einfachsten Gebote der Menschlichkeit und Gastfreundschaft zu kehren. Unsere ahnungslose Flotte, die soeben noch die herzlichsten Freundschaftsbeteuerungen mit den ehemaligen Kriegskameraden ausgetauscht hatte, sich aber durch die überraschende Situation zu einem schnellen Aufbruch entschließen mußte, wurde beim Verlassen der Reede von Brest ohne vorherige Ankündigung von den Hafenbatterien unter Feuer genommen. Der Flottenchef nahm notgedrungen den Kampf auf, der mit Hilfe anderer Teile unserer Flotte zur Niederkämpfung der feindlichen Anlagen führte. Gleichzeitig erhielten unsere Unterseeboot-Streitkräfte den Befehl zum Angriff auf die französische Flotte im Hafen von Brest. Der zu bisher unbekannter Vollendung gediehenen Untersee-Waffe gelang es, den Kampf in einer Weise durchzuführen, der unsere kühnsten Erwartungen übertraf. Soweit es die bisher vorliegenden Meldungen übersehen lassen, ist etwa die Hälfte der großen französischen Einheiten versenkt, der Rest kampfunfähig gemacht worden.

Um ferner der Bevölkerung Frankreichs klarzumachen, daß die Zeiten brutaler Vergewaltigung aller übrigen Nationen endgültig vorbei sind, erschienen unmittelbar nach der Seeschlacht bei Brest mehrere unserer Luftkampfgeschwader über Paris. Obwohl es ihnen ein leichtes gewesen wäre, in der feindlichen Hauptstadt ein ungeheures Blutbad anzurichten, begnügten sie sich damit, den Franzosen ihre Macht zu zeigen, die jeden weiteren Widerstand aussichtslos erscheinen läßt.

England steht nach wie vor auf dem Standpunkt, daß die Erhaltung und endgültige Bewahrung des Friedens die wichtigste Forderung aller einsichtigen Politiker sein muß. Sie bietet daher Frankreich trotz allem, was vorgefallen ist, die Hand zur Versöhnung und fordert zu einem neuen Friedenskongreß auf, der diesmal allen Völkern der Erde die so lang ersehnte endgültige Ruhe geben wird."

Berlin. Das Gesamtministerium hat sich zu einer wichtigen Sitzung im Palais des Reichskanzlers vereinigt. Gegenstand der Beratung bildet die bedrohliche außenpolitische Lage. Es verlautet, daß der Reichstag noch heute zu einer Nachtsitzung zusammentreten wird. Sobald der Ministerrat beendet ist, wird der Außenminister im Reichstage zur politischen Lage das Wort ergreifen. Die Regierung verbreitet durch das Wolff-Büro folgende Kundgebung:

„Das in den schärfsten Tönen gehaltene englische Ultimatum an Frankreich läßt die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen beiden Staaten erkennen. Für Deutschland kann es in diesem Augenblick nur eine Losung geben: Besonnenheit und Ruhe. Unsere militärische Ohnmacht verbietet uns, selbst in Worten die Partei eines der beiden Gegner zu ergreifen. Die Regierung sieht sich daher genötigt, für das ganze Reichsgebiet den Ausnahmezustand zu verhängen, demzufolge alle öffentlichen Versammlungen und Kundgebungen verboten sind. Wir erwarten von der Besonnenheit der Bevölkerung, daß sie unsere schwierige Lage nicht noch vermehrt, sondern ruhig und gefaßt die kommenden Ereignisse abwartet.

Der Reichskanzler."

*

Funkentelegramm an Betriebsleitung in Platinia.

Petrolea, den 23. Mai nachm.

„Durch einen schweren Betriebsunfall in der Eistunnelbahn kamen heute morgen der Präsident von Nova Thule, Herr Sanders, außerdem der erste Direktor, Herr Nagel, sowie drei andere deutsche Beamte ums Leben. Bestimmungsgemäß übernimmt Herr Stratoff vorläufig die Regierung des Landes, bis ein neuer Präsident erwählt worden ist. Flugzeug mit weiteren Nachrichten nach Platinia unterwegs.

Direktion von Petrolea."

*

Liebhard befand sich gerade auf der Funkenstation in Platinia, als diese Nachricht einlief. Sofort eilte er zu Kersten, um das Nötige mit ihm zu besprechen. Beide waren sich alsbald einig, daß die Regierung Nova Thules in deutschen Händen bleiben müsse. Das englische Ultimatum an Frankreich war auch in Platinia aufgenommen worden und hatte sogleich den Wunsch ausgelöst, jetzt endgültig die Angliederung an Deutschland auszusprechen. Der unerwartete Tod des Präsidenten und des ersten Direktors sowie Stratoffs Ergreifen der Regierungsgewalt konnte diesen Schritt aufs ernsteste gefährden.

Beide beschlossen, zunächst Frau Stratoff aufzusuchen, die vielleicht schon Privatnachrichten ihres Mannes erhalten hatte.

Sie trafen die junge Frau in ihrer Wohnung im Verwaltungsgebäude. Liebhard überreichte ihr das Telegramm, ohne ein Wort zu sagen.

Linda las und begriff nicht sofort. Dann fing sie an zu schwanken, so daß Liebhard sie stützen mußte. Doch nach wenigen Sekunden hatte sie sich gefaßt. Tiefblaß mit dunkelblitzenden Augen rief sie:

„Ist das wahr?"

„Wir wissen es nicht“, antwortete Kersten.

„Das ist Stratoffs Werk,“ flüsterte Linda leise.

„Vielleicht ist doch noch einer oder der andere gerettet“, meinte Liebhard, nur um etwas Tröstliches zu sagen.

Linda versank in kurzes Brüten. Dann fuhr sie auf:

„Nein, es ist wahr. Schon diesen ganzen Morgen fühlte ich die Ahnung eines kommenden Unheils. Und seit Stunden ist es mir, als wenn eine Stimme aus weiter Ferne mich riefe. Es ist die Seele des Ermordeten, die mich zur Rache ruft.“ Hoch richtete sie sich auf. „Wir wollen unsere Pflicht tun und die Schuldigen zur Verantwortung ziehen.“

„Warum glauben Sie an keinen Unglücksfall, sondern an ein Verbrechen?“ fragte Liebhard.

„Weil ich Stratoff kenne und um seine Pläne wußte. Aber er hatte mir geschworen, keine Gewalt anzuwenden. Ich fürchtete daher nicht für das Leben von Sanders und Nagel, die ich im übrigen mehrfach warnte.“

„Dann heißt es rasch handeln“, rief Kersten.

„Was wollen Sie beginnen?“

„Ich fliege sofort nach Petrolea.“

„Allein?“

„Die vier unversehrten Kampfflieger nehme ich mit!“

„Das genügt nicht“, sagte Linda. „Zuvor müssen wir die hiesige russische Schutztruppe entwaffnen. Sie sind mit Stratoff im Bunde.“

„Besser ist es“, stimmte Liebhard zu.

„Gut, machen wir ein Ende mit dieser russischen Gesellschaft“, rief Kersten. „Ich werde Günther den Auftrag geben, die Russen zu umzingeln und zur Waffenabgabe aufzufordern. Sie, Liebhard, steigen sofort mit den Kampffliegern auf und kreuzen über den Werken, um allen Eventualitäten vorzubeugen.“ Er wandte sich an Linda. „Sobald es geschehen ist, erhalten Sie Mitteilung.“

Liebhard und Kersten eilten davon.

Da war es um Lindas Fassung geschehen. Sie sank zusammen und brach in verzweifeltes Weinen aus. Plötzlich fuhr sie empor. Ein russischer Flieger trat ein und überreichte einen Brief Stratoffs. Sie riß ihn auf und las:

„Die Ereignisse gingen schneller, als es vorgesehen war. Bevor ich zur Verhaftung der Deutschen schreiten konnte, fielen sie einem Unglücksfall zum Opfer, an dem ich völlig unschuldig bin. Ein Zug der Tunnelbahn, in dem sich Sanders und Nagel befanden, verunglückte durch Explosion des Kraftwerkes. Eine Rettungsaktion kam zu spät und fand die Eingeschlossenen bereits erfroren.

Nun heißt es für uns, handeln. Ganz Petrolea ist bereits in meiner Hand. Nach Verhaftung der übrigen Führer wagten die deutschen Arbeiter keinen Widerstand. Leider habe ich nur 40 zuverlässige bewaffnete Leute bei mir, da die ganze Schutztruppe ja in Platinia weilt.

Bitte, setze Dich sofort mit Krasnin in Verbindung. Er erhält mit dem gleichen Flugzeuge ebenfalls seine Instruktionen. Es handelt sich darum, sowohl die Kampfflieger in unseren Besitz zu bringen als auch die deutsche Schutztruppe zu entwaffnen. Beides wird nicht allzu schwer sein, da die Leute sich gewiß ahnungslos in ihren Unterkunftsquartieren befinden. Mit den paar bewaffneten Posten wird man leicht fertig.

Sobald Platinia in der Hand unserer Schutztruppe ist, erwarte ich einen Funkspruch, worauf ich sofort dorthin komme. Ich wagte es nicht, Petrolea zu verlassen, weil die Deutschen hier ja in zehnfacher Überzahl vorhanden sind und nur durch die Furcht gebändigt werden. Wenn Ihr rasch und energisch zugreift, so muß es gelingen. Wir sind dann die selbständigen Herren von Nova Thule und werden es uns noch sehr überlegen, ob ein Anschluß an Rußland überhaupt in unserem Interesse liegt. Alexander.“

Linda blickte auf.

„Haben Sie den Befehl für Krasnin bereits überbracht?“ fragte sie den Flieger.

„Ich wollte zunächst mit Ihnen reden.“

„Das war auch besser. Bleiben Sie jetzt hier und nehmen Sie ein kleines Frühstück ein. Ich werde Krasnin zu mir bitten, damit wir alles in Ruhe besprechen können.“

„Aber ich habe Befehl, aufs schnellste zu handeln.“

„Es läßt sich gar nicht schneller machen, als wenn wir mit Krasnin alles hier besprechen.“

Sie klingelte. Ein Diener trat ein.

„Rufen Sie Herrn Krasnin an. Ich lasse ihn bitten, in einer dringenden Angelegenheit sofort hierherzukommen.“

Als der Diener verschwunden war, wandte sie sich aufs neue an den Flieger:

„Nun müssen Sie mir rasch von den Ereignissen in Petrolea erzählen, soweit ich nicht bereits durch die Briefe meines Mannes unterrichtet bin. Zunächst interessiert mich, auf welche Weise Sanders und die übrigen deutschen Führer umkamen.“

„Für den heutigen Tag war der bewußte Handstreich geplant“, begann der Russe. „Daher lag uns daran, die deutschen Führer möglichst zu entfernen. Herr Stratoff hatte zu diesem Zwecke einen Streik der russischen Arbeiter in Ferreata veranlaßt. Und was wir hofften, geschah. Sanders, Nagel und drei der leitenden deutschen Ingenieure bestiegen die Eistunnelbahn nach Ferreata. Um ihre Rückkehr zu verhindern, bemächtigten wir uns der Kraftstation, die die Bahn mit Strom versorgt. Bei dieser Gelegenheit wurden auf noch ungeklärte Weise die Dynamomaschinen gesprengt.“

„Wußte man, daß die Deutschen sich noch in der Bahn befanden?“

„Sie waren nach Beilegung des Streiks bereits wieder auf dem Rückwege begriffen, was wir aber nicht ahnten. Erst nach Stillegung des Betriebes teilte Ferreata durch Funkspruch mit, daß die Deutschen abgefahren wären.“

„Hat man versucht, durch Einschalten der Akkumulatorenbatterie die Bahn wieder in Gang zu bringen?“

„Zunächst mußten wir uns in den Besitz des ganzen Werkes setzen, was einige Stunden in Anspruch nahm. Als dann später der Akkumulator eingesetzt wurde, war der unterwegs befindliche Wagen anscheinend festgefroren, denn der Betrieb funktionierte nicht.“

„Und die Rettungsaktion?“

Sie erreichte den verunglückten Wagen etwa 50 Kilometer vor Petrolea. Die Insassen waren aber bereits erfroren.‘

„Sprachen Sie die Teilnehmer des Rettungswerkes?“

„Nein.“

„Aber Sie haben die Leichen der Deutschen gesehen?“

„Auch nicht.“

„Woher wissen Sie denn diese Einzelheiten?“

„Herr Stratoff erzählte sie uns.“

Krasnin trat ein. Rasch wurde er in alles eingeweiht. Unterdessen brachte der Diener eine russische Sakuska mit pikanten Delikatessen und vielen Likören. Und während sich die Herren die guten Dinge schmecken ließen, entwickelte Linda ihren Plan.

Nach einer kleinen Stunde war das Frühstück beendet, worauf unmittelbar zur Tat geschritten werden sollte. In diesem Augenblick traten Liebhard und Kersten ein. Erstaunt erblickten sie die beiden Russen.

(Schluß folgt.)

Die Frau in Rot.

Skizze von **Paulrichard Hensel.**

Die Sonne, die auf der Glashalle der Kunstausstellung lastete, hatte die sonst zahlreichen Besucher vertrieben. Es atmete sich schwer zwischen den Bildern, die teils stumm und fremd, teils ungeheuer lebendig an den Wänden hingen. Da ging ich noch einmal in das Kabinett, in dem das Bild meines Freundes Platz gefunden hatte. Es war ein auffallender Frauenakt in großem Format — kniend, der Körper zurückgebeugt, die Hände nach seltsamen Blüten greifend. Eine unsichtbare Lichtquelle hüllte Gestalt, Boden, Hintergrund in lebhaftes Rot — rot war das Haar und die Haut der Frau, und es schien fast, als ginge Licht und Glut von dem Körper selbst aus. Es war ein Bild, das aus Hingebung und Leidenschaft geschaffen schien.

Wir selbst waren überrascht, als er mit diesem Bild hervortrat. Es ist nicht neu, hatte Bernhard gesagt, aber es ist gut, und es ist alt genug, um jetzt bei den anderen zu hängen. Schon in den ersten Tagen nach Eröffnung der Ausstellung brachten die Zeitungen lobende Besprechungen, man photographierte das Original, um es in Kunstzeitschriften wiederzugeben, nannte es ein Meisterwerk — und an vielen kleinen Äußerlichkeiten, die im Gefolge des Künstlerruhmes gehen, wußten wir bald, daß unser Freund mit der „Frau in Rot“, wie er das Bild im Katalog nannte, einen großen Sprung auf seiner Glücksbahn vorwärts getan hatte.

Ich fand das Kabinett nicht leer. Eine junge Frau in grauem Mantel, den kleinen Hut tief über das kurz geschnittene Haar gedrückt, saß still betrachtend vor dem Bilde. Ich hatte sie auf dem ersten Rundgang schon gesehen und war verwundert, sie noch in derselben Stellung zu finden. Ihr Interesse ließ eine Malerin vermuten und brachte die Anknüpfung zu einem Gespräch.

Sie sah mich auf meine Anrede rasch von der Seite an.

„Nein, ich male nicht selbst. Aber das Bild interessiert mich. Es führt zu allerlei Gedanken.“

„Es ist das beste Bild, das ich von Bernhard kenne,“ warf ich ein.

„Eben das gibt mir zu denken,“ sagte die Frau, ohne den Blick von dem Gemälde abzuwenden. „Ich weiß nicht, wie das ist — aber der Maler schafft doch aus innerem Erleben, nicht wahr? Und wenn ein Künstler etwas ganz be-

sonders Schönes schafft, hat er vielleicht zu derselben Zeit etwas Großes erlebt."

„Gewiß. Wenn ich nicht irre, entstand das Bild in einer Zeit, in der der Maler recht zurückgezogen lebte, so daß man wenig von ihm persönlich wußte."

„Und hören Sie" fuhr sie fort, ohne meinen Einwurf zu beachten, „dies Erleben muß doch von einem anderen Menschen gekommen sein — vielleicht von seinem Modell — ich denke mir das so —"

„Vielleicht hat er das Modell geliebt. Der Fall ist nicht selten."

„Was nennen Sie ein Modell?" Nachdenklich schauten die verschatteten Augen der Frau zur Erde. „Sehen Sie das Bild genau an — sagt es nicht das Gegenteil Ihrer Erklärung: „Daß die Frau den Mann geliebt hat? Kann der Maler den Ausdruck eines Körpers wiedergeben, der nicht von dem Modell innerlich erlebt wurde? Kann eine fremde Frau, die man bezahlt, Werkzeug für dieses Bild gewesen sein? Liegt da nicht viel mehr — Hingabe, Opfer, Selbstvergessen darin?"

„Sie urteilen sehr klug, gnädige Frau . . ."

Sie lächelte. „Nein, nein. Viele Menschen stehen vielleicht hier und sprechen über Farbe, Technik, Beleuchtung — und ich denke, daß mehr in solchen Bildern ist als Wollen und Können — daß vielleicht nur wiergegeben wurde, was ein anderer Mensch schenkte — Freude, Liebe, Rausch — daß alle späteren Werke noch von diesem Erleben zehrten — und daß es der Frau in Rot weh tun kann — vergessen zu sein . . . ."

Ich wurde verlegen vor diesem Gedankengang. „Wie können Sie das wissen?" fragte ich zurückhaltend.

Da sah sie mich an. „Ich bin alt genug, um viel zu wissen."

Und ging mit einem leichten Nicken des Kopfes hinaus.

— — — — — — — — — — — —

Am Abend war ich mit dem Maler in fröhlicher Gesellschaft. Er hatte am Nachmittag viele Besuche in seinem Atelier empfangen und erzählte in gehobener Stimmung von all' den Menschen, die schon über seine Schwelle gekommen waren.

„Sie können dir alle nützlich sein", sagte ich. „Aber es ist doch verwunderlich, daß gar kein Mensch dir besonders nahe steht — nicht wir Freunde —, sondern kein Weib, kein Mädchen, mit dem du eins bist, das zu dir gehört, zwei Seelen in eine verschmolzen."

Er sah mich zuerst verwundert an, dann lachte er in seiner sorglos heiteren Art:

„Lieber Freund, dazu willst du mir raten? Bin ich jemals einem Abenteuer, einem Liebestraum aus dem Wege gegangen? Aber kann ich schaffen, wenn ich gebunden bin? Ich brauche das aufwühlende Erleben, ich brauche Menschen, die Flammen in mir entfachen — aber ich kann keine Fesseln tragen. Glaubst du, Argloser, daß eine Frau mir mehr ist oder mehr sein will als nur Mittel für meine Kunst? Auch wenn wir in Freude schaffen? . . ."

— — — — — — — — — — — —

Zufall war's, daß ich am nächsten Tage wieder durch die Ausstellung ging. Als ich in das Kabinett der „Frau in Rot" trat, blieb ich betroffen stehen. Vor dem Bilde saß in derselben träumenden Haltung die junge Frau; der Lederhut lag neben ihr auf der Polsterbank; ein Sonnenstrahl spielte in dem welligen, roten Haar . . .

Da fragte ich nicht mehr nach dem Grund ihres stummen Schauens.

Ich ging hin zu ihr und reichte ihr die Hand.

Ich weiß nicht, warum ich es tat. Vielleicht war es ungeschickt . . .

Vielleicht haben wir uns auch verstanden — —

Die Macht der Musik.

Von Wilhelm Lichtenberg.

Pappa, wie ihn auch die Mamma nannte, kam immer spät abends erst aus dem Büro heim. Denn man mußte jetzt Überstunden machen, wo alles doch so teuer geworden war und der Radioapparat — die allerletzte Anschaffung — obendrein so ein Sündengeld gekostet hatte. Aber was tut man nicht für die Kunst im Heim, den Siegeslauf der weltumspannenden Technik? Sei es denn die mühseligen Überstunden.

Pappa, wie ihn auch die Mamma nannte, kam heute überhaupt erst um 20 Uhr nach Hause. Mamma war schon ängstlich gewesen. Und Trudchen, Mammas und Pappas sechzehnjähriges Töchterchen wußte auch schon nicht mehr, was mit dem lieben, guten Pappa eigentlich los sei! Man wird ja richtig ängstlich dabei!

Mamma nahm dem Pappa Hut und Mantel ab und meinte treuherzig: „Pappa, nu beeile dich aber, denn um 20 Uhr geht das Radio los! Heute gibt's was besonders Nettes: den Parsifal von dem bekannten Komponisten Richard Wagner."

Der Mann nahm die Radio-Amateur-Zeitung zur Hand und fand, daß heute um 20 Uhr abends auf Welle 840 „Im Fluge durch Wagners Parsifal" gesendet wurde. Die Kunst dem Volke. Deshalb mußte ihm Trudchen rasch die Stiefel von den müden Füßen ziehen, Mamma Rock und Weste abstreifen, damit man seinen Parsifal auch recht behaglich — und behaglich fühlt man sich nur in Hemdärmeln — genießen könne. Deshalb sind ja Pappa — Mamma schon seit fünfzehn Jahren nicht mehr ins Theater gegangen, weil man dort so aufgedonnert und eingezwängt sitzen muß. Aber Radio — ei — das ist was für den Bürger.

Nun hatte es sich das Haupt der Familie bequem gemacht und setzte sich behaglich an den wohlgedeckten Tisch. Und dann nahm er die Kopfhörer um. Der Parsifal war schon mitten drin. Einer erläuterte immerzu. Das war gut so, denn in den Opern kennt man sich so schwer aus. Weil die Komponisten alle schon so lange tot sind! Man hielt gerade dort, wo Parsifal der reine Tor mit seinem Speer nach der Gans — oder war es irgend ein Vogel — zielte. Die Musik war sehr laut. Auch Trudchen fand das.

Mamma, die nicht gerade sehr für Radio schwärmte, war um das Abendessen in der Küche besorgt. Weil sie immer wieder fand, daß die Liebe des Mannes nicht durch das Radio, sondern durch den Magen geht. Pappa schätzte sie wegen dieser ihrer Gesinnung. Also wetteiferten das Brodeln in den Töpfen und Pfannen mit dem Surren und Summen aus dem Parsifal. Wobei es schwer war, zu unterscheiden, welche Töne in der Seele Pappas die Oberhand gewannen.

Dann aber spielte Mamma ihren großen Trumpf gegen Richard Wagner aus! Indem sie das Abendbrot vor Männe hinstellte. Und dabei sah sie ihm so treuherzig und liebevoll in die Augen, als wollte sie fragen, nun, kann es meine Kochkunst mit dem Parsifal, so reizend er auch sein mag, aufnehmen? Ein liebevoller Blick traf sie aus Pappas wasserblauen Augen, die so treuherzig zu blicken vermochten. Er hatte verstanden. Er lächelte freundlich. Denn ein sinniger Zufall hatte es mit sich gebracht, daß sein Weib zur selben Zeit die Wellwürste mit Kartoffelklößchen vor ihn hinstellte, als Amfortas den heiligen Gral vor den versammelten Rittern enthüllte. Er fand, das paßte gut zusammen und solche Genüsse könne man doch nur im Radio haben.

„Siehst du, Mamma," meinte er, als er ein Stückchen Wurst aufs Messer nahm: „das ist der Segen des Radio! Nun kann ich mein Abendbrot verzehren und dazu den entzückenden Parsifal hören! Und erklärt wird einem auch alles! Mein Liebchen, was willst du noch mehr? Es lebe das zwanzigste Jahrhundert!" — Sein gutes Weib lächelte selig und schenkte ihm das schäumende Bier in den Krug, aus welchem schon seine Altvorderen getrunken hatten. So hatte er es gerne.

Gerade als er mit dem Essen fertig war, schleuderte Klingsor seinen Zauberfluch auf Welle 840. Es klang doll! Und zur Zigarre um fünfzehn Pfennige hatte er den Gesang der Blumenmädchen. Nee, was sich die armen Dinger für das bißchen Geld doch plagen mußten. Überdies konstatierte Trudchen, die schon zweihändig Klavier spielte, sogar das Gebet der Jungfrau, daß die Schauspielermädchen gar nicht richtig im Takt sangen. Es klang immer so wild durcheinander! — Dann nahm Mamma auch einen Kopfhörer um und fand, daß das so komisch im Ohr kitzle. Die Handarbeit nahm sie sich vor. Sie kam gerade zurecht, als sich die Kundry in den Zaubergarten hineinschleppte. Und meinte: „Nee — was es doch für Frauenzimmer auf Gottes schöner Welt gibt!" Pappa pflichtete bei. Er konnte diese Art Weiber auch nicht leiden!

Nun nahm er mit besonderem Vergnügen das Abendblatt vor, während der Parsival ruhig weiterging. Das ist eben das Wunderbare am Radio. Neben ihm stopfte die Gattin seine Strümpfe und Trudchen las den Zeitungsroman. Aber alle hörten den Parsival. Da lohnte es sich schon, ein paar Überstunden zu machen! . . .

Nun hielt Pappa schon bei den letzten Börsenkursen und die Kundry schrie fürchterlich in den Empfangsapparat. Aber der Amfortas hatte eine so angenehme Stimme, daß man sich jedesmal freute, wenn der Kerl ein paar Töne von sich gab. Der Parsival konnte fabelhaft hoch singen, wie Mamma gütig meinte. Pappa meinte, daß der Parsival ein sehr schönes Musikstück sei und daß die Kallaktien leider schon wieder gefallen sind. Seine Ehehälfte meinte — aber gar nicht vorwurfsvoll: „Ach, hättest du sie damals verkauft, als sie hoch standen! Dann könnte Trudchen jetzt den neuen Wintermantel bekommen."

Nun saß man schweigend. Dachte man an die unglückseligen Kaliaktien, oder war es die Macht der Musik, die sehr lange dauerte? Keiner konnte sich darüber klar werden und keiner wagte, es sich einzugestehen. Es war eine weihevolle halbe Stunde, in der Pappa drei Krüge Bier austrank. Mamma freute sich dessen, weil der Alte dann immer sofort einschlief. Lieber wollte sie den Hut von vor drei Jahren noch ein viertes tragen. Plötzlich war es aber zu nett zu schauen, wie Pappa den Kopf sinken ließ und begann, ein Nickerchen zu machen. Nun rührte sich nichts mehr, nur der Parsival ging immer weiter. Das mußte sehr anstrengend für die Künstler sein!

Und gerade, als Pappa sanft eingeschlummert war, hellte sich Trudchens Miene verzückt auf und sie flüsterte zu Mamma hinüber: „Der Karfreitagszauber! Den kenne ich vom Promenadenkonzert!"

Und Pappas Miene strahlte so glückselig heiter, als läge er auf einer großen, himmelblauen Wiese in Hemdärmeln und Pantoffeln und äße eine Wurststulle nach der andern. Mamma aber war sehr gerührt und dachte: „Das ist die Macht der Musik . . ."

Wie früher Verurteilte dem Tode entgingen.

Das Asylrecht im Mittelalter.

(Nachdruck verboten.)

Es war dem Henker früher nicht immer ganz leicht gemacht, einen, der ihm zum Tode durch das Beil oder den Strang bereits zugesprochen war, nun auch tatsächlich zur Hinrichtung zu bringen. Der Verurteilte hatte eine ganze Reihe von Möglichkeiten, sich dem drohenden Verhängnis noch zu entziehen. Besonders der Gang von dem Kerker zur Richtstätte bot ihm oft Gelegenheit dazu. Die Kirchen hatten meist das Asylrecht, d. h. wenn es dem Verurteilten gelang, in das Innere einer Kirche zu entkommen, so mußte er begnadigt werden. Ja, die oberen Stände hatten sogar das Recht, dem Henker den Strick, an dem er sein Opfer führte, entzweizuschneiden, so daß der Verbrecher entlaufen konnte. Als einmal in Zürich ein angesehener Bürger wegen einer nicht allzugroßen Schuld hingerichtet werden sollte, nahm einer seiner Freunde den jungen Freiherrn Werner von Zimmern, der in Zürich die Schule besuchte, auf den Arm, trug ihn durch die Menge hindurch bis zu dem Verurteilten und gab ihm ein scharfes Messer in die Hand mit der Weisung, damit den Strick zu zerschneiden. Das tat der Knabe auch, worauf der Verurteilte seinerseits schnell den Knaben auf den Arm nahm und mit ihm in die nächste Kirche lief. Dort warf er sich vor dem Altar nieder: er war gerettet. Bekannt ist auch, daß jede Frau, selbst noch unter dem Galgen, von jedem Manne gerettet werden konnte, wenn er erklärte, daß er sie heiraten wollte. Manche Verbrechen waren übrigens von dem Asylrecht und jeder anderen Form der Begnadigung ausgeschlossen, so z. B. der Ehebruch, der Mord und die Schändung. Für den Totschlag dagegen, den auch das mittelalterliche Recht schon sehr deutlich vom Morde unterschied, bestand ein sehr ausgedehntes Asylrecht. Ganze Städte, wie zum Beispiel Tübingen und Reutlingen, besaßen das Asylrecht, so daß jeder, der „aus Hitze oder Zorn oder zur Rettung seines Lebens" einen erschlagen hatte, in diesen Städten, jeder Strafe ledig, einen Zufluchtsort finden konnte. Wie sehr dies Asylrecht benutzt wurde, beweist der Umstand, daß die Asylstädte besondere Gesetze für die in ihnen lebenden Asylanten erlassen mußten. Die wichtigste Bestimmung war die, daß die betreffenden keinen Degen oder sonstige Waffen tragen durften. Auch durften sie keine Trinkstuben besuchen. Das Asylrecht der Stadt Reutlingen erlosch erst mit ihrer Einverleibung in den württembergischen Staat im Jahre 1804. M. F.

Bunte Chronik

* **Ungeheure Leistungen der Sinne.** Wie abgestumpft die Sinne der Kulturvölker sind, zeigen Beispiele bei den Naturvölkern. So berichten uns z. B. Forscher, die Australien bereist haben, daß sich die Eingeborenen noch lange miteinander unterhalten, wenn sie aneinander vorbeigegangen sind. Die Hörweite dieser Eingeborenen beträgt etwa einen halben Kilometer. Damit vergleiche man die Hörweite der Mitteleuropäer! — Sattsam bekannt ist ja der Geruchsinn der Indianer. Das ist nicht etwa eine Erfindung unglücklicher Kolportage-Romanschriftsteller, sondern beruht auf realen Tatsachen. Es gibt in der Tat Indianerstämme, deren Angehörige die Eigenschaft haben, menschliche und tierische Fährten noch nach Tagen am Geruch zu erkennen. Aimara-Indianer, die sich am Geruch der Flüsse orientieren, finden sich auf weite Strecken und in dunkler Nacht zum Lagerplatz zurück. — Der Adlerblick der Steppen- und Wüstenbewohner ist ebenfalls eine feststehende Tatsache. Lichtenstein berichtete, daß der Buschmann, der ihn begleitete, noch auf viele Kilometer ziegengroße Antilopen erkannte, die Lichtenstein selbst nur im Fernrohr zu sehen vermochte. Der Eingeborene der westlichen Sahara zählt die Kamele einer Karawane, die eben am Horizont auftaucht, während der Europäer mit bloßem Auge überhaupt noch nichts erkennen kann. Ebenso unglaublich sind die Sehleistungen der Eingeborenen Australiens. Der Australneger verfolgt mit dem Auge bei völliger Dunkelheit die kleine australische Biene, die etwa Fliegengröße hat, bis zu 18 Meter Höhe ohne die Benutzung des für den Europäer so unentbehrlichen Fernglases.

*

* **Die Kräfte der Edelsteine.** Es war ein alter Glaube, daß die Edelsteine geheime Kräfte besaßen, die dem, der sie wohl anzuwenden wußte, von größtem Nutzen sein konnten. In dem „Kräuterbuch" eines gewissen Adam Lanicerus, das aus dem 17. Jahrhundert stammt, sind diese Kräfte angegeben. Sie sind zum Teil höchst eigenartiger Natur. So war der Diamant gut gegen Wahnsinn, böse Einfälle, Hader und Krieg. Der Achat half gegen Skorpions- und Schlangenbiß; außerdem verhalf er, wenn man ihn bei sich trug, zu einer lieblichen und angenehmen Rede. Der Rubin war gut gegen böse Träume; seltsamerweise sollte er auch zur Kopfreinigung nützlich sein; „wenn einer den Stein an dem Haar reibt, so zieht er die Schuppen und die Nisse an wie der Magnet das Eisen", heißt es in dem Kräuterbuch. Von dem Beryll ging die Sage, daß er den Verstand schärfte und die Einigkeit unter den Eheleuten erhielt. Der Amethyst endlich hatte die schätzenswerte Eigenschaft, daß er den Menschen von der Trunksucht heilte, und zwar — wenn man ihn auf dem Nabel trug.

*

* **Wie alt ist das Glas?** Man glaubte früher, daß das Glas eine verhältnismäßig junge Erfindung sei, die erst zur Römerzeit ihre volle Ausbildung erhalten habe. Die ägyptischen Königsgräber haben uns jedoch eines anderen belehrt. Denn es finden sich in ihnen Darstellungen von Glasmachern, und Funde haben ergeben, daß auch das Schleifen des Glases den alten Ägyptern um das Jahr 2500 vor Christus bereits bekannt gewesen sein muß. Auch in China ist die Glasherstellung um 2000 vor Chr. bereits gekonnt worden. Die uns heute selbstverständlichste Verwendungsweise des Glases allerdings, nämlich die zu Fensterscheiben, datiert erst aus der Neuzeit. Nur ganz vereinzelt wurden im kaiserlichen Rom hin und wieder einmal kleine Scheiben als Fenster verwendet. Gläserne Dächer waren häufiger, und kunstvolle gläserne Wandmosaik war eine Sehenswürdigkeit der römischen Paläste.

*

* **Eine Begas-Anekdote.** Als der berühmte Bildhauer Begas (Reinhold) noch nicht den großen Ruf hatte, ging es in seinem Hause natürlich recht einfach zu. Es war aber doch, sagt Hans Schädow in seinen „Erinnerungen" (Verlag R. F. Köhler, Leipzig) eine recht fröhliche Künstlermisere. Zu diesem armen Begas kam eines Tages der ehemals selbst auch noch arme Zeichner und Feuilletonist Ludwig Pietsch und pumpte ihn um „zwei Dahler" an. Er habe Geburtstag, und abends kämen viele Gratulanten, und denen müsse er doch eine anständige Kalbskeule vorsetzen! Begas wurde zu diesem Geburtstag natürlich auch eingeladen. Beim Abschied sagte er zu Pietsch: „M e i n e Kalbskeule hat mir sehr gut geschmeckt!"

*

* **Für 180 Taler Kirschen.** Friedrich der Große aß überaus gern Obst. In seinen Zimmern standen allenthalben Schalen mit den köstlichsten Früchten, die er selbst in seinen Treibhäusern in Sanssouci zog. Besonders fahndete er nach den ersten frischen Kirschen, die ihm denn oft schon im Februar, ja im Januar von den Gärtnern überbracht wurden. Er zahlte für Januar-Kirschen einen Taler das Stück. In den Akten der Königlichen Schatzkammer befindet sich eine Eintragung, wonach der König an einem einzigen Tage für 180 Taler Kirschen verzehrt hat, nebst einem Zettelchen, das der König an seinen Schatzmeister Fredersdorf dieserhalb geschrieben hat. „Du wirst schmälen", heißt es darin, „daß gestern vor 180 Taler Kirschen gegessen worden, und ich werde mir eine liederliche Reputation machen. Soll auch gewiß nicht wieder vorkommen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.